

Zitierhinweis

Hellmann, Martin: Rezension über: Alfred Lohr (ed.), *Abbonis Floriacensis Miscellanea de computo, de astronomia et de cosmographia. Secundum codicem Berolinensem Phill. 1833*, Turnhout: Brepols, 2019, in: *Mittellateinisches Jahrbuch*, 55 (2020), 2, S. 348-353, DOI: <https://doi.org/10.36191/mjb/2020-55-2-16>, heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

nischer Gottheiten im religiösen Kosmos seiner Zeit, sondern versucht nur zu beweisen, dass der christliche Gott an der Spitze der Pyramide steht und damit am meisten die *pietas* des römischen Volkes verdient« (161). Je ne suis pas du tout d'accord! Tout au début de son *epistula* 17 (numérotation traditionnelle), c'est-à-dire la première partie de sa réponse à la *Relatio* III de Symmaque, Ambroise affirme sans équivoque, à l'intention de l'empereur: *Aliter enim salus tuta esse non poterit, nisi unusquisque deum verum, hoc est, Deum Christianorum, a quo cuncta reguntur, veraciter colat; ipse enim solus verus est Deus, qui intima mente veneretur: »Dii« enim »gentium daemonia«, sicut Scriptura dicit (Ps 95, 5).*

Il est temps de conclure: le recueil que nous présentons ici est très solide et important pour notre connaissance du christianisme à la fin de l'Antiquité et au début du Moyen Age. Le volume est pourvu d'*indices rerum, nominum et locorum*.
Willy Evenepoel

Abbonis Floriacensis Miscellanea de computo, de astronomia et de cosmographia secundum codicem Berolinensem Phill. 1833 (CCCM 300), hg. von Alfred Lohr, Turnhout 2019 (Brepols), LXXXV + 201 S.

Im Mittelalter war die Vorstellung des Kosmos geprägt von Kreisen und Sphären. Die Kreisläufe von Sonne und Mond, die daraus abgeleiteten Kreisläufe der Zeitrechnung, die Bewegung der Planeten im Tierkreis und die Erdkugel waren die naturwissenschaftlichen Themen, mit denen sich Abbo von Fleury († 1004) und seine Schule beschäftigten. Der Schwerpunkt der vorliegenden Textsammlung liegt auf dem *Computus* (Kalenderrechnung), der in fast allen der insgesamt 34 Kapitel eine Rolle spielt. Mit Ebbe und Flut, Sonnenscheindauern, Schattenlängen und Überlegungen zur Kugelgestalt der Erde werden auch geographische Themen berührt.

Alfred Lohr weist sich mit diesem Band, wie zuvor mit seinem *Computus Gerlandi* (2013), ein weiteres Mal als Experte für die Edition computistischer Texte aus. Die Editionsfrage in diesem Bereich war bis zuletzt dürftig. L. hat maßgeblich zu den Fortschritten beigetragen, die hier in jüngerer Zeit zu verzeichnen sind.

Die historische Einführung hat Barbara Obrist in französischer Sprache übernommen. Es schließt sich in deutscher Sprache eine Einführung in Form und Inhalt der edierten Textsammlung an, die L. selbst verfasst hat. Der Leser wird es dankbar entgegennehmen, dass dadurch in einem Band zusammen mit den Texten von Abbo in knapper Form zwei fundamentale Komponenten eines Kommentars vorliegen. Dem Beitrag von Barbara Obrist ist insbesondere ein Überblick über das *Œuvre* des Autors und seine Erforschung zu entnehmen.

Die eigentliche Edition gibt die Texte, Tabellen und figurierten Schemata der Handschrift Berlin, SBB-PK, Phill. 1833, fol. 23–61, wieder. Die Verwendung der zusätzlichen Schriftfarben rot und grün sowie die Anordnung der Texte in den Schemata begreift L. grundsätzlich als bedeutungstragende Elemente und folgt dementsprechend in der Edition durchgehend den Modellen der Handschrift. Die editorische Herausforderung bestand hier zu einem erheblichen Teil in Satz- und graphischer Gestaltung, ohne dass die inhaltliche und philologische Prüfung des Materials entfallen wäre. Entsprechende Kompetenzen, wie sie sich in der Person von L. bündeln, waren hier unverzichtbar, damit das gedruckte Buch nicht hinter den Möglichkeiten der Handschrift zurückbleiben musste. Das großzügige Seitenformat und der Farbdruck boten dafür beste Voraussetzungen.

Auf den Farbtafeln am Ende des Bandes wurden insgesamt 35 von 78 Handschriftenseiten reproduziert. Bei der Lektüre kann man somit fast nach Belieben zwischen der originalen Schriftgestalt und dem typographisch aufbereiteten Editionstext wechseln. Die Abbildung von Beispielen in einem solchen Umfang halte ich für unnötig und verweise darauf, dass die Handschrift vollständig digitalisiert ist und die Bilder auf der Website der Staatsbibliothek frei verfügbar sind. Für eine besonders prächtige Edition hätte man hingegen mit geringem Mehraufwand die gesamte Handschrift reproduzieren können; wenn schon, denn schon. Der hier entstandene Kompromiss kann jedenfalls nicht überzeugen.

Das computistische Material, das mit der Schule Abbos in Verbindung gebracht werden kann, entzieht sich in mancher Hinsicht dem editorischen Zugriff. Es wurde weder vom Autor noch durch eine maßgebliche Redaktion zu einer Einheit geformt. Die kleineren textlichen Einheiten, die in den Handschriften auf unterschiedliche Art und Weise zusammengestellt wurden, sind selbst von vielfältiger Gestalt. Der Anteil Abbos an der Urheberschaft der einzelnen Texte umfasst die gesamte Bandbreite vom originellen Entwurf bis zur wortwörtlichen Übernahme. Kriterien für die Zusammenstellung einer Sammeledition könnten je nach Interessenlage ganz unterschiedlich ausfallen. Um die Texte für die historische Forschung zur Verfügung zu stellen, erscheint es jedoch legitim, dass eine Edition sich entweder auf die kleinen Texteinheiten zurückzieht oder an der konkreten Gestalt einer Sammelhandschrift orientiert.

Allen, die nicht gerade dem engsten Expertenkreis angehören, kommt die hier gewählte, letztere Variante entgegen. Ihre erfolgreiche Umsetzung wurde durch den Umstand begünstigt, dass Handschriften aus dem unmittelbaren Umfeld des Autors erhalten sind. Zwar ist es bislang nicht gelungen, darin ein Autograph Abbos zu identifizieren. Es existieren aber Handschriften aus Fleury, deren Herstellung Abbo mit großer Wahrscheinlichkeit selbst begleitete oder initiierte. Eine davon ist die Berliner Phillipps-Handschrift, auf der

die Edition beruht. Ähnlich nah an den Autor führen die Codices 250 und 306 der Burgerbibliothek in Bern. Als Editionsgrundlage schieden diese beiden Handschriften aus, weil sie nur einen vergleichsweise geringen Teil des Materials enthalten. In den Appendices A–C sind allerdings drei Texte aus den Berner Handschriften aufgenommen worden, die sich als wichtige Ergänzung zu den Materialien der Berliner Handschrift erwiesen haben. Nachträge auf freigebliebenen Räumen der Berliner Handschrift (z. B. fol. 55v) seien inhaltlich nicht der abbonischen Sammlung zuzurechnen (LXIV), wurden aber in eckigen Klammern in die Edition integriert (127). Die Erklärung, dass Nachträge dieser Art und Abbos Calculus-Kommentar fol. 1–22 der Handschrift erst später hinzugefügt wurden, jedoch die Handschrift »in ihrem heutigen Umfang ein Teil eines früher umfangreicheren Codex« ist (LXVI), bringt mehr Verwirrung als Klarheit.

Die Einteilung und Zählung der Kapitel, die L. vorgenommen hat, geht nur aus den Kopfzeilen der Edition hervor, die bei dieser eleganten Lösung als Seitentitel fungieren. Zwar ist es dazu zwingend erforderlich, dass jedes Kapitel auf einer neuer Seite beginnt, der eigentliche Editionstext bleibt dadurch aber frei von editorischen Zusätzen. Die Appendices aus den Berner Handschriften wurden in der gleichen Art und Weise behandelt. Da sie im Inhaltsverzeichnis nicht separat ausgewiesen sind und selbst kein auffälliges Anfangssignal besitzen, können auch sie nur anhand der Seitentitel gefunden werden. Der Druckfehler »Appendix A« im Seitentitel von Appendix B (151) ist deswegen besonders ärgerlich.

Auch wenn es angebracht war, das Material zunächst nach der einen zentralen Handschrift zu edieren, vermisst man doch einen Überblick über die weitere handschriftliche Überlieferung. Der einleitende Beitrag von Barbara Obrist erwähnt zwar manche Handschrift, ein Verzeichnis der zitierten Handschriften sucht man in dem Band aber vergeblich. Dieses hätte zum Beispiel leicht noch auf der Seite Platz gefunden, wo ein »Index locorum sacrae scripturae« insgesamt drei Bibelstellen aufführt (195). L. selbst kann lediglich auf eine provisorische Liste von Handschriften an entlegener Stelle verweisen, die David Juste 2004 zusammengestellt hat (LXVI). Ein Blick in diese Liste macht deutlich, dass Abbos Material schnell große Verbreitung gefunden hat, denn ein beachtlicher Teil der Handschriften wird ins 11. Jahrhundert datiert, der gesamte Rest ins 12. Jahrhundert.

Wenn eine einzige Handschrift die Editionsgrundlage bildet, ist der Umgang mit den Fehlern dieser Handschrift ein unumgängliches Thema. In der vorliegenden Edition wurden in dieser Hinsicht keine Prinzipien formuliert. Bei einem Schreibfehler, der nur die formale Gestaltung betrifft, ist die Sache klar, zum Beispiel in einer Tabelle, die in Abhängigkeit von Mondalter und Jahreszeit das Tierkreiszeichen angibt, in dem der Mond steht (Kapitel 19, in der Edi-

tion S. 62, in der Handschrift fol. 39r). Hierzu gibt es in der Einführung eine Anmerkung (LX Anm. 26): »Das ist wohl ein Fehler des Schreibers, der in der Edition korrigiert wurde.« In anderen Fällen muss man die Edition konsultieren, um zu erkennen, wie die Fehler behandelt wurden. Zu Kapitel 21 (Bestimmung von beweglichen Festen aus Epakte und Wochentag am 1. Januar, in der Edition S. 69–73, in der Handschrift fol. 40r–41r) heißt es in der Einführung (LXI): »Die Tabellen weisen einige Rechenfehler auf, durch die die Termine wiederholt um eine Woche falsch sind.« Der textkritische Apparat lässt erkennen, dass diese Fehler korrigiert wurden. Dies ist nützlich, um die Korrektheit bzw. Fehlerhaftigkeit entsprechender Tabellen in anderen Handschriften zu beurteilen. Allerdings wurde diese Qualität nicht konsequent verfolgt. An einer anderen Stelle (Kapitel 2, in der Edition S. 18, in der Handschrift fol. 29r) folgt L. der falschen Logik der Handschrift und nicht dem halbherzigen Eingriff des Schreibers, der den Fehler vielleicht bemerkt hatte. Dies wurde dem Rezensenten erst verständlich, als er ausgehend von der Beschreibung des Phänomens in der Einführung (LII) gleichzeitig die Abbildung der Handschriftenseite (160), den Editionstext (18) und den Eintrag im kritischen Apparat (19) konsultierte: Richtig wäre *Feria II III IV V VI VII I* (Montag bis Sonntag), in der Handschrift steht *F. I II III IV V VI I* (sechs Angaben sind um einen Wochentag verschoben, richtig ist nur der Sonntag an letzter Stelle), im Editionstext steht *Fer. I, II, III, IV, V, VI, VII* (konsequent um einen Wochentag verschoben); so ergab sich der paradoxe Fall, dass im Editionstext eine falsche Angabe zu finden ist, die richtige aber im Apparat »VII] I Ms«.

Grundsätzlich ist der kritische Apparat dreistufig angelegt (LXXIV). Im ersten Apparat werden Similien angegeben, im zweiten die korrigierten Schreib- und Rechenfehler dokumentiert und im dritten die historischen Einträge im großen Osterzyklus (Kapitel 26) ediert. Die ersten beiden Apparate sind also editorische Zusätze, während der dritte Apparat edierten Text enthält. Bei den historischen Einträgen sollten auch die Glossen stehen, die L. dankenswerterweise berücksichtigt, aber unglücklich zusammen mit den Schreib- und Rechenfehlern im zweiten Apparat untergebracht hat.

In den historischen Einträgen zum ersten großen Osterzyklus (1 v. Chr. bis 531 n. Chr.) kommen auch einzelne tironische Noten vor. Dies ist bemerkenswert, denn die Nachblüte der antiken Stenographie im Buchwesen der Karolingerzeit war schon im 10. Jahrhundert weitgehend zu Ende. Abbo von Fleury gehörte zu den wenigen Gelehrten, die sich weiterhin um die Pflege der Kurzschrift kümmerten. Dies belegt eine Stelle im *Commentum Calculi* (III 90), wo Abbo einen Bezug zwischen den Fachjargons der Mathematik und der Kurzschriftlehre herstellt. Der Sachverhalt ist bekannt, spätestens seit Wilhelm Schmitz 1898 im ›Neuen Archiv‹ darauf aufmerksam gemacht hatte, aber nicht mehr bekannt genug. In der Erstedition des vollständigen Calculi

lus-Kommentars, die 2003 erschienen ist, wurde die Passage unter den Augen von Abbo-Spezialisten in entstellter Form abgedruckt, weil das Wissen über die tironischen Noten fehlte. In der Handschrift Phill. 1833 ist die betreffende Textstelle, an der auch die Symbole der beiden tironischen Noten *quid* und *ab* angeführt werden, auf fol. 20r zu finden. In den historischen Einträgen zum großen Osterzyklus werden fast ausschließlich die wiederkehrenden Wörter *anno* und *annis* stenographisch wiedergegeben. Eine Ausnahme bilden zwei Einträge auf fol. 53r – nicht fol. 40r, wie es fälschlicherweise in der Einführung (LXVIII) gedruckt steht. Sie lauten zum Jahr 30 *Iesus Christus (baptizatus)* und zum Jahr 34 *Iesus Christus crucifixus*. Auf fol. 46r steht an den entsprechenden Stellen langschriftlich (*Iesus*) *baptizatur* und (*Iesus*) *crucifigitur*. Die eingeklammerten Wörter sind hier wie in der Edition in den unvollständig erhaltenen Randnotizen ergänzt. Tatsächlich wäre auch die betreffende tironische Note fol. 53r besser mit *crucifigitur* aufzulösen; der Unterschied zu *crucifixus* ist ein graphisches Minimum, das aufgrund fehlenden Vergleichsmaterials nicht eindeutig festzustellen ist. Entsprechend wäre auch im Eintrag zum Jahr 30 *baptizatur* zu ergänzen. L. erwähnt auch ein Verweisungszeichen in Gestalt einer tironischen Note in der Handschrift Bern, Burgerbibliothek 306 (LXIX Anm. 63). Ergänzend dazu ist anzumerken, dass auch die Berner Handschrift in Notizen zum ersten großen Osterzyklus einige tironische Noten aufweist (besonders fol. 1v), ebenso die Handschrift Paris, BnF, Lat. 5543, fol. 21v, im zweiten großen Osterzyklus (532–1063) zu Abbos Tod im Jahr 1004.

Allenthalben tritt in den Texten das Griechische hervor. In den meisten Fällen handelt es sich um die griechische Zahlschrift, die für Jahreszahlen oder in den Kopfzeilen und Kopfspalten der computistischen Tabellen verwendet wird. Daneben kommen aber auch in den Texten gelegentlich griechische Fachbegriffe vor, die griechischen Bezeichnungen für die Tierkreiszeichen oder griechische Buchstaben in der Beschriftung geometrischer Figuren. L. hat sich mit der Behandlung der Graeca schwer getan. In den meisten Fällen hat er für die Wiedergabe der griechischen Buchstaben die klassischen Majuskelformen gewählt, insbesondere für Zahlen und für Begriffe in den Prosatexten (50–58 und 123–124). In einem Gedicht (78–79) hat er jedoch Minuskelbuchstaben ohne Akzente für die griechischen Begriffe verwendet. In einem der Alphabete, das die griechischen Buchstaben mit ihren Zahlwerten präsentiert (121), ist die Darstellung ganz unglücklich. Die Sonderbuchstaben Episenon (= 6), Cophi (= 90) und Ennacose (= 900) erscheinen dort völlig unkommentiert in einer Gestalt, die weder in der Handschrift, noch in der Edition eine Stütze findet. Alle übrigen Buchstaben in diesem Alphabet wurden in die klassischen Majuskelformen übersetzt. Gerade die beiden Alphabete (fol. 53v und 55r), von denen das letztere mit interessanten unklassischen Buchstabennamen versehen ist, hätten etwas mehr Aufmerksamkeit verdient gehabt. Das lateinische Mit-

telalter kannte die griechischen Buchstaben fast nur in der einen konkreten Gestalt einer griechischen Unziale. Es ist schwierig, dieses Phänomen den konkreten Buchstabenformen zu entheben. Die einfachste Lösung wäre die Verwendung eines koptischen Zeichensatzes, denn das Koptische hat nicht nur die unziale Gestalt der griechischen Buchstaben bewahrt, sondern – im Gegensatz zum Griechischen selbst – auch alle Buchstaben mit Zahlbedeutung ins Alphabet aufgenommen. Sou (Ϛ = 6) und Fai (Ϙ = 90) haben genau die Form der entsprechenden Zahlzeichen der griechischen Unziale, nur das Zahlzeichen für 900 hat im Koptischen eine andere Form. In der Berliner Handschrift hat das griechische Zahlzeichen für 900 die gleiche Gestalt (Λ) wie in der gotischen Schrift (des Wulfila).

Angesichts der insgesamt erbrachten Editionsleistung fallen die Dinge, die hier kritisch angemerkt werden mussten, kaum ins Gewicht. In dem besprochenen Band steckt einiges an Pionierarbeit. L. ist es gelungen, einen Text mit vielfältigen editorischen Schwierigkeiten in einer repräsentativen Gestalt herauszugeben, die gehobene wissenschaftliche Ansprüche erfüllt.

Martin Hellmann

Stephanie Mühlenfeld, *Konzepte der ›exotischen‹ Tierwelt im Mittelalter*, Göttingen 2019 (V&R unipress), 586 S. + 136 Abb.

Mit dem umfangreichen und ansprechend illustrierten Band liegt nun ein weiteres Beispiel für eine gelungene Arbeit zum Thema Tiere in der mittelalterlichen Literatur vor (vgl. etwa auch F. Schnoor, *Das lateinische Tierlobgedicht in Spätantike, Mittelalter und Früher Neuzeit*, Bern u. a. 2017 [Peter Lang Verlag]). Sie ist ebenfalls aus einer Dissertation hervorgegangen, und zwar unter der Betreuung einer der renommiertesten ForscherInnen aus diesem Bereich, Sabine Obermaier, und im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs 1876 »Frühe Konzepte von Mensch und Natur«. Die Verfasserin, Stephanie Mühlenfeld, ist aktuell wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Wie im Titel schon formuliert, richtet sich der Fokus der Autorin auf sog. exotische Tiere und auf die Frage, wie diese in der mittelalterlichen Literatur konzipiert werden. M. arbeitet hierbei kultur- und epochenübergreifend und entscheidet sich für einen interdisziplinären Ansatz; die gewählte Methode ist eine Kombination aus Diskursanalyse und Framesemantik.

Der erste Teil der Arbeit (»Tiere als ›komplexe Projektionsfläche‹ für kulturelle Einschreibungen«) widmet sich Theorie und Methodik: Es werden die Foucault'sche Diskursanalyse sowie zwei literaturwissenschaftliche Anwendungspraktiken (J. Links und U. Link-Heers Interdiskurstheorie und die His-